

The image shows the cover of an antique book. The cover is dark brown leather with a gold-tooled border and various occult symbols, including pentagrams and circles with crosses. A gold-tooled ram's head is attached to the spine on the left. The title is written in large, gold, Gothic-style letters. The author's name is written in a smaller, gold, cursive script. There is a small, torn piece of parchment in the bottom right corner with some illegible text.

Das Buch ohne Namen

Anonymus

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Vorwort

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Sechs

Sieben

Acht

Neun

Zehn

Elf

Zwölf

Dreizehn

Vierzehn

Fünfzehn

Sechzehn

Siebzehn

Achtzehn

Neunzehn

Zwanzig

Einundzwanzig

Zweiundzwanzig

Dreiundzwanzig

Vierundzwanzig

Fünfundzwanzig

Sechsendzwanzig

Siebenundzwanzig

Achtundzwanzig
Neunundzwanzig
Dreißig
Einunddreißig
Zweiunddreißig
Dreiunddreißig
Vierunddreißig
Fünfunddreißig
Sechsunddreißig
Siebenunddreißig
Achtunddreißig
Neununddreißig
Vierzig
Einundvierzig
Zweiundvierzig
Dreiundvierzig
Vierundvierzig
Fünfundvierzig
Sechsundvierzig
Siebenundvierzig
Achtundvierzig
Neunundvierzig
Fünfzig
Einundfünfzig
Zweiundfünfzig
Dreiundfünfzig
Vierundfünfzig
Fünfundfünfzig
Sechsundfünfzig
Siebenundfünfzig
Achtundfünfzig
Neunundfünfzig
Sechzig
Einundsechzig
Zweiundsechzig
Dreiundsechzig

Vierundsechzig
Fünfundsechzig

ANONYMUS

**Das
Buch
ohne
Namen**

ROMAN
(WAHRSCHEINLICH)

Übersetzung aus dem
Englischen von
Axel Merz

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Titel der englischen Originalausgabe:
»The Book With No Name«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2007 by Michael O'Mara Books Ltd.
Published by arrangement with Michael O'Mara Books Limited, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2009 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Alexander Huiskes, Hofheim-Wallau
E-Book-Produktion: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-8387-0602-3

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Verehrter Leser!

Nur wer reinen Herzens ist, mag auf die Seiten dieses Buches blicken.

Jede umgeblätterte Seite, jedes gelesene Kapitel bringt ihn dem Ende näher.

Nicht alle werden es schaffen. Die zahlreichen unterschiedlichen Handlungsstränge und Stilrichtungen mögen manch einen verwirren und blenden, und obwohl sie gleich vor ihm liegt, ihn während der ganzen Zeit unablässig nach der Wahrheit suchen lassen.

Die Dunkelheit wird kommen, und mit ihr großes Übel.

Diejenigen, die dieses Buch gelesen haben, werden das Licht vielleicht niemals wieder erblicken.

Anonymus

Sanchez hasste es, wenn Fremde in seine Bar kamen. Genau genommen hasste er auch seine Stammgäste, doch er schwieg, weil er Angst vor ihnen hatte. Einen Stammgast abzuweisen wäre gewesen, als hätte er sein eigenes Todesurteil unterzeichnet. Die Kriminellen und Verbrecher, die im Tapioca verkehrten, waren stets auf der Suche nach einer Gelegenheit, sich innerhalb der vier Wände des Lokals zu beweisen, weil auf diese Weise jeder, der irgendetwas darstellte in der Welt der Kriminellen, davon erfahren würde.

Das Tapioca war eine Bar mit echtem Charakter. Die Wände waren gelb, doch es war ganz und gar kein hübscher Gelbton, sondern eher eine von Tabakrauch hervorgerufene Abwesenheit jeder anderen Farbnuance. Keine große Überraschung, weil eines der zahlreichen ungeschriebenen Gesetze der *Tapioca Bar* lautete, dass jeder, der dort verkehrte, rauchen *musste*: Zigarren, Pfeifen, Zigaretten, Joints, Wasserpfeifen, Zigarillos, Bongos, alles war akzeptabel außer *Nichtrauchen*. Nichtrauchen war vollkommen inakzeptabel. Keinen Alkohol zu trinken wurde ebenfalls als Sünde angesehen, doch die größte Sünde von allen war es, als Fremder dieses Lokal zu betreten. Niemand dort mochte Fremde. Fremde waren schlechte Neuigkeiten. Fremden konnte man nicht trauen.

Als eines Tages ein Mann in einem langen schwarzen Umhang mit über den Kopf gezogener Kapuze die Bar betrat und sich am Ende der Theke auf einen Holzocker niederließ, rechnete Sanchez nicht damit, dass der Fremde es heil und an einem Stück wieder nach draußen schaffen würde.

Die vielleicht zwanzig Stammgäste an den Tischen unterbrachen ihre Unterhaltungen und nahmen sich einen Moment Zeit, um den die Theke besetzenden Kapuzenmann abzuschätzen. Sanchez bemerkte, dass sie nicht nur aufgehört hatten zu reden, sondern auch zu trinken. Gar kein gutes Zeichen. Falls Musik zuvor im Hintergrund gespielt hatte, so hatte sie zweifelsohne in dem Augenblick aufgehört, als der Fremde eingetreten war. Nun jedoch war nichts mehr zu hören außer dem stetigen Surren des großen Ventilators an der Decke.

Sanchez ignorierte seinen neuesten Gast demonstrativ, indem er tat, als hätte er ihn nicht gesehen. Was natürlich nur so lange funktionierte, wie der Fremde den Mund nicht öffnete.

»Barmann. Bringen Sie mir einen Bourbon.«

Der Mann sprach ohne aufzublicken. Er hatte seinen Drink bestellt, ohne Sanchez zur Kenntnis zu nehmen, und da die Kapuze nach wie vor das Gesicht überschattete, war es nicht möglich zu erkennen, ob er genauso böse aussah, wie er klang. Seine Stimme besaß genügend Rauheit, um damit Holz zu bearbeiten (in dieser Gegend des Landes wurde die Gefährlichkeit eines Fremden danach beurteilt, wie rau seine Stimme klang). Unter Berücksichtigung dieser Regel nahm Sanchez ein halbwegs sauberes Whiskyglas und ging zu der Stelle, wo der Fremde saß. Er stellte das Glas direkt vor dem Fremden auf den klebrigen Tresen aus zerschrammtem Holz und erlaubte sich einen flüchtigen Blick in die Finsternis unter der schwarzen Kapuze. Doch die Schatten waren zu dunkel, um irgendetwas zu erkennen, und er wollte nicht riskieren, beim Gaffen erwischt zu werden.

»Auf Eis«, murmelte der Mann so leise, dass es kaum zu verstehen war. Mehr ein raues Flüstern eigentlich.

Sanchez griff mit einer Hand unter den Tresen und brachte eine halbvolle Flasche mit der Aufschrift »Bourbon« zum Vorschein, bevor er mit der anderen zwei

Eiswürfel einsammelte. Er ließ die Eiswürfel ins Glas fallen und den Whisky darüberlaufen. Er füllte das Glas knapp über die Hälfte, dann stellte er die Flasche wieder unter den Tresen zurück.

»Das macht drei Dollar.«

»Drei Dollar?«

»Jepp.«

»Machen Sie das Glas voll.«

Die Unterhaltungen in der Bar waren gedämpft gewesen, seit der Fremde das Lokal betreten hatte, doch nun kehrte buchstäblich Grabesstille ein. Mit Ausnahme des Deckenventilators, der im Gegenteil plötzlich lauter zu werden schien. Sanchez, der zu diesem Zeitpunkt bereits den Augenkontakt mit jedem seiner Stammgäste vermied, nahm die Flasche erneut hervor und füllte das Glas bis zum Rand. Der Fremde gab ihm eine Fünf-Dollar-Note.

»Behalten Sie den Rest.«

Der Barman drehte sich um und tippte den Whisky in seine Registrierkasse. Dann wurden die leisen Geräusche der Transaktion plötzlich von Worten durchbrochen. Hinter sich vernahm er die Stimme von Ringo, einem seiner unangenehmsten Stammgäste. Auch er zeichnete sich durch eine raue Stimme aus, wie nicht anders zu erwarten, und wollte wissen: »Was machst du in unserer Bar, Fremder? Was hast du hier zu suchen?«

Ringo saß mit zwei anderen Männern an einem Tisch nur wenige Meter hinter dem Fremden. Er war ein großer, schwerer, unrasierter Widerling, genau wie die meisten anderen zwielichtigen Typen in der Bar. Und genau wie jene hatte auch er eine Pistole in einem Halfter an der Hüfte, und er brannte auf einen Vorwand, sie zu ziehen.

Sanchez, noch immer an der Registrierkasse hinter dem Tresen, atmete tief durch und bereitete sich auf den Tumult vor, der unausweichlich kommen würde.

Ringo war ein berüchtigter Gesetzloser, der sich so gut wie jedes vorstellbaren Verbrechens schuldig gemacht

hatte: Vergewaltigung, Mord, Brandstiftung, Diebstahl, Polizistenmord, was auch immer – Ringo hatte sie alle begangen. Nicht ein Tag verstrich, an dem er nicht irgendetwas Illegales machte, das ihn ins Gefängnis bringen konnte. Dieser Tag bildete keine Ausnahme. Er hatte bereits drei Männer mit vorgehaltener Kanone ausgeraubt, und nun, nachdem er den größten Teil seines auf diese Weise erworbenen Geldes in Bier investiert hatte, war er auf einen richtigen Streit aus.

Als Sanchez sich von der Kasse zum Schankraum umwandte, sah er, dass sich der Fremde weder bewegt noch seinen Drink angerührt hatte. Für ein paar grauenvolle Sekunden antwortete er nicht auf Ringos Frage. Sanchez hatte einmal zugesehen, wie Ringo einem Mann ins Knie geschossen hatte, weil er nicht schnell genug mit seiner Antwort gewesen war. Deswegen atmete er erleichtert auf, als sich der Fremde zu einer Antwort herabließ – unmittelbar bevor Ringo seine Frage wiederholen musste.

»Ich suche keinen Streit.«

Ringo grinste böseartig und grollte (mit rauher Stimme): »Nun, ich *bin* Streit, und wie es aussieht, hast du mich trotzdem gefunden.«

Der Mann mit der Kapuze reagierte nicht. Er saß nur auf seinem Hocker und starrte seinen Drink an. Ringo erhob sich von seinem Stuhl und trat zu dem Fremden. Er lehnte sich neben ihm gegen den Tresen, streckte die Hand aus und riss dem Mann unsanft die Kapuze vom Kopf, sodass das gemeißelte, wenngleich unrasierte Gesicht eines Blondschoopfs Anfang dreißig zum Vorschein kam. Der Blondschoopf hatte blutunterlaufene Augen, was einen Kater vom Vorabend vermuten ließ, oder vielleicht war er zu früh aus einem trunkenen Schlaf gerissen worden.

»Ich will wissen, was du hier zu suchen hast, Kerl«, wollte Ringo wissen. »Uns sind Geschichten über einen Fremden zu Ohren gekommen, der heute Morgen in dieser

Stadt eingetroffen ist. Dieser Fremde scheint zu glauben, er wäre ein harter Bursche. Glaubst du auch, du bist ein harter Bursche?«

»Ich bin kein harter Bursche.«

»Dann nimm deinen Mantel und mach, dass du verdammt noch mal von hier verschwindest!« Wie es mit Befehlen manchmal so ist – auch dieser hier hatte seine Grenzen. Der Fremde hatte seinen Umhang gar nicht abgelegt.

Er dachte für eine kurze Weile über Ringos Vorschlag nach, dann schüttelte er den Kopf.

»Ich kenne den Fremden, von dem Sie sprechen«, sagte er mit seiner rauen Stimme. »Und ich weiß, warum er hier ist. Ich erzähle Ihnen alles, wenn Sie mich danach in Ruhe lassen.«

Unter einem dunklen, dreckigen Schnurrbart breitete sich ein breites Grinsen über Ringos Gesicht aus. Er drehte sich zu seinem Publikum um. Die vielleicht zwanzig anderen Stammgäste saßen alle an Tischen und beobachteten gespannt, wie sich die Ereignisse entfalteten. Der Anblick des grinsenden Ringo lockerte die Spannung ein wenig, obwohl jeder im Lokal wusste, dass sich die Stimmung schon bald wieder verdüstern würde. Das hier war schließlich das *Tapioca*.

»Was meint ihr, Jungs? Soll uns dieser hübsche Bursche hier eine Geschichte erzählen?«

Ein lautstark zustimmender Chor antwortete, gefolgt von anstoßenden Gläsern. Ringo legte den Arm um den blonden Fremden und drehte ihn auf seinem Hocker um, sodass er die anderen ansah.

»Komm schon, Blondschoopf – erzähl uns von diesem bösen Fremden. Was will er in meiner Stadt?«

In Ringos Stimme war ein spöttischer Unterton, der den blonden Mann jedoch nicht im Mindesten zu beeindrucken schien. Er begann zu sprechen.

»Vorhin war ich in einer Bar ein paar Meilen die Straße runter, und da kam dieser große, wild aussehende Kerl rein, setzte sich an die Theke und bestellte einen Drink.«

»Wie sah er aus?«

»Na ja, zuerst konnte man sein Gesicht nicht erkennen, weil er so eine große Kapuze trug. Aber dann ging irgend so ein Punkarsch zu ihm und zerrte ihm die Kapuze runter.«

Ringo grinste nicht mehr. Er vermutete, dass sich der Blonde über ihn lustig machte, also beugte er sich vor und straffte seinen Griff um die Schulter des anderen.

»Erzähl mir, Freund, was ist als Nächstes passiert?«, erkundigte er sich drohend.

»Also der Fremde, der im Übrigen ein gut aussehender Bursche ist, kippt seinen Drink in einem Zug, zieht eine Kanone und tötet jedes einzelne Arschloch in der Kneipe ... mit Ausnahme von mir und dem Barman.«

»Soso«, sagte Ringo und nahm einen tiefen Atemzug durch schmutzige Nasenlöcher. »Ich kann ja verstehen, dass er den Barman am Leben gelassen hat, aber ich sehe keinen vernünftigen Grund, warum er dich nicht ebenfalls umgebracht hat.«

»Sie wollen wissen, warum er mich nicht umgebracht hat?«

Ringo zog seine Kanone aus dem Halfter, das an dem breiten schwarzen Ledergürtel baumelte, und zielte auf das Gesicht des Fremden. Er drückte ihm den Lauf fast in die Wange.

»Ja. Ich will wissen, warum dieser Hundesohn dich nicht erledigt hat.«

Der Fremde starrte Ringo hart in die Augen, ohne den Revolver an seiner Backe zu beachten. »Nun ja«, sagte er. »Er hat mich nicht erledigt, weil er wollte, dass ich in dieses Drecksloch gehe und ein *fettes Arschloch* finde, das auf den Namen Ringo hört.«

Die Betonung, die der Fremde auf die beiden Worte »fett« und »Arschloch« legte, entging Ringos Aufmerksamkeit keineswegs. Und doch blieb er in der betäubten Stille, die auf diese Bemerkung folgte, bemerkenswert ruhig. Wenigstens nach seinen eigenen Maßstäben.

»Ich *bin* Ringo. Wer zur Hölle bist du, Blonder?«

»Das ist nicht wichtig.«

Die beiden schmierigen Halunken, die zusammen mit Ringo am Tisch gegessen hatten, erhoben sich. Beide machten einen Schritt in Richtung Theke, bereit, den gemeinsamen Freund zu unterstützen.

»Es *ist* wichtig«, sagte Ringo übellaunig. »Weil es heißt, dass dieser Kerl, dieser Fremde, von dem wir gehört haben, sich selbst ›The Bourbon Kid‹ nennt. Und du trinkst da gerade Bourbon, oder?«

Der blonde Mann warf einen Blick auf die beiden *compadres* von Ringo, dann sah er über den Lauf von Ringos Waffe.

»Wissen Sie, warum man ihn ›The Bourbon Kid‹ nennt?«, fragte er.

»Klar weiß ich!«, rief einer von Ringos Freunden hinter ihm. »Es heißt, wenn der Kerl einen Bourbon trinkt, verwandelt er sich in ein beschissenes Monster, in einen Psychopathen, und er dreht völlig durch und tötet jeden in Sicht. Es heißt, er wäre unbesiegbar und kann nur vom Teufel persönlich erledigt werden.«

»Das ist richtig«, sagte der blonde Mann. »The Bourbon Kid tötet jeden. Es braucht weiter nichts als einen einzigen Drink, und er dreht völlig durch. Es heißt, der Bourbon verleiht ihm besondere Kräfte. Sobald er auch nur einen Schluck davon getrunken hat, erledigt er jeden verdammten Hurensohn im Laden. Ich muss es wissen. Ich hab es selbst gesehen.«

Ringo drückte dem Fremden den Lauf seiner Waffe hart gegen die Schläfe. »Los, trink deinen Bourbon.«

Der Fremde drehte sich langsam auf seinem Barhocker zum Tresen um und griff nach seinem Drink. Ringo folgte seinen Bewegungen und hielt ihm die Waffe unablässig gegen die Schläfe.

Hinter dem Tresen trat Sanchez beiseite in der Hoffnung, kein Blut und kein Gehirn abzukriegen, das möglicherweise in seine Richtung spritzte. Oder den einen oder anderen Querschläger, was das angeht. Er beobachtete, wie der Blonde sein Glas in die Hand nahm. Jeder normale Mann hätte so sehr gezittert, dass er die Hälfte seines Drinks verschüttet hätte – nicht so dieser Bursche. Der Fremde war so kalt wie das Eis in seinem Glas, das musste man ihm lassen.

Inzwischen war jeder Mann in der *Tapioca Bar* auf den Beinen, um zu sehen, was dort vorn geschah, und jeder einzelne hatte eine Hand an seiner Waffe. Sie alle beobachteten, wie der Fremde das Glas vor sein Gesicht hielt und den Inhalt inspizierte. Eine Schweißperle glitt außen am Glas nach unten. Richtiger Schweiß. Höchstwahrscheinlich von Sanchez' Hand oder vielleicht sogar von der letzten Person, die aus diesem Glas getrunken hatte. Der Fremde schien die Schweißperle zu beobachten und zu warten, bis sie weit genug am Glas nach unten geglitten war, bis er den Geschmack nicht mehr auf der Zunge würde ertragen müssen. Schließlich, als der Schweißtropfen die nötige Entfernung zurückgelegt hatte, um nicht mehr mit dem Mund des Fremden in Kontakt zu kommen, atmete der Fremde tief ein und kippte den Drink in einem großen Schluck hinunter.

Innerhalb einer Sekunde war das Glas leer. Jeder in der Bar hielt den Atem an. Einschließlich des Deckenventilators. Nichts geschah.

Also hielt jeder noch etwas mehr den Atem an.

Und immer noch geschah nichts.

Also fing jeder wieder an zu atmen. Einschließlich des Deckenventilators.

Immer noch nichts.

Ringo nahm seine Waffe aus dem Gesicht des blonden Mannes und stellte die Frage, die jedem in der Bar auf der Zunge brannte. »Nun denn, Blonder, bist du der Bourbon Kid oder nicht?«

»Diese Pisse zu trinken beweist nur eines«, antwortete der blonde Mann, indem er sich mit dem Handrücken über den Mund wischte.

»Ach ja? Und das wäre?«

»Dass ich Pisse trinken kann, ohne zu kotzen.«

Ringo blickte Sanchez an. Der Barman hatte sich so weit nach hinten verzogen, wie er konnte, und drückte sich mit dem Rücken an die Wand hinter der Theke. Er sah ein wenig zittrig aus.

»Hast du ihm den Drink aus der Pissflasche ausgeschenkt?«, verlangte Ringo zu erfahren.

Sanchez nickte nervös. »Seine Nase hat mir nicht gefallen«, sagte er.

Ringo steckte seine Kanone ins Halfter und trat zurück. Dann warf er den Kopf in den Nacken und begann schallend zu lachen, während er dem Blonden gleichzeitig auf den Rücken schlug.

»Du hast Pisse gesoffen, Mann! Hahaha! Ein ganzes Glas voll Pisse! Er hat Pisse getrunken!«

Alle in der Bar brachen in johlendes Gelächter aus. Restlos alle, bis auf den blonden Fremden. Er richtete den Blick auf den Barman.

»Gib mir einen verdammten Bourbon.« Seine Stimme klang verdammt rau.

Der Barman wandte sich um, nahm eine andere Flasche Bourbon aus dem Regal hinter der Theke und schenkte dem Fremden daraus in das Glas. Diesmal füllte er es gleich bis zum Rand, ohne auf eine Aufforderung zu warten.

»Drei Dollar.«

Es war offensichtlich, dass der blonde Mann nicht erbaut war darüber, dass Sanchez erneut Geld haben wollte, und er machte sein Missvergnügen unverzüglich erkennbar. Schneller als das Auge zu folgen vermochte, griff er in seinen Mantel und brachte eine Pistole zum Vorschein. Die Waffe war dunkelgrau und lag schwer in seiner Hand, was vermuten ließ, dass sie voll geladen war. Sie war wahrscheinlich früher einmal von glänzend silberner Farbe gewesen, doch wie jedermann in der *Tapioca Bar* nur zu gut wusste, hatte jemand, der eine glänzende Waffe bei sich trug, wohl noch niemals damit geschossen. Die Farbe der Pistole dieses Fremden hingegen deutete an, dass die Waffe häufiger als nur gelegentlich in Benutzung gewesen war.

Die plötzliche Bewegung des Fremden endete damit, dass der Lauf seiner Pistole genau auf Sanchez' Stirn zeigte. Diesem aggressiven Verhalten folgte unmittelbar eine ganze Serie von lauten Klicks, mehr als zwanzig insgesamt, als jeder in der *Tapioca Bar* seine eigene Waffe aus dem Halfter riss, den Hahn spannte und auf den blonden Fremden zielte.

»Hey, ruhig Blut, Fremder!«, sagte Ringo und drückte dem Fremden einmal mehr den Lauf der eigenen Waffe gegen die Schläfe. Sanchez lächelte ein nervöses, entschuldigendes Lächeln in Richtung des Fremden, der immer noch mit seiner dunkelgrau angelaufenen Pistole auf seinen Kopf zielte.

»Der ... geht aufs Haus?«, sagte Sanchez fragend.

»Siehst du mich vielleicht nach meiner verdammten Geldrolle greifen?«, lautete die knappe Antwort.

In der sich anschließenden Stille legte der blonde Mann seine Pistole auf die Theke gleich neben dem Glas mit Bourbon, dann stieß er einen leisen Seufzer aus. Er sah jetzt gründlich verstimmt aus und schien einen Drink bitter nötig zu haben. Einen richtigen Drink. Es war Zeit, den widerlichen Uringeschmack im Mund loszuwerden.

Er nahm das Glas und setzte es an die Lippen. Die ganze Bar sah zu. Die Spannung stieg ins Unerträgliche, während alle darauf warteten, dass er seinen Drink nahm. Wie um sie noch mehr zu quälen, kippte er den Inhalt diesmal nicht geradewegs hinunter. Er stockte, zögerte für eine Sekunde, als wollte er vorher noch etwas sagen. Alles hing an seinen Lippen, hielt den Atem an. Was würde er verkünden? Oder würde er doch den Bourbon trinken?

Die Antwort kam allzu bald. Wie ein Mann, der seit einer Woche nichts mehr zu trinken gehabt hatte, kippte er den gesamten Inhalt des Glases in einem einzigen mächtigen Schluck herunter, bevor er es zurück auf den Tresen knallte.

Es war definitiv ein echter Bourbon.

Vater Taos war zum Heulen zumute. Nicht, dass es keine traurigen Momente in seinem Leben gegeben hätte, im Gegenteil: traurige Tage, traurige Wochen, ja hin und wieder sogar den einen oder anderen traurigen Monat. Doch das hier war das Schlimmste. Es war das Traurigste, was er in seinem Leben je empfunden hatte.

Er stand, wo er so häufig stand, am Hochaltar im Tempel von Herere, und blickte hinab auf die Reihen von Bänken unter sich. Heute jedoch war etwas anders als sonst. Die Bänke waren nicht, wie er sie gerne gesehen hätte. Normalerweise waren sie wenigstens zur Hälfte gefüllt mit den verdrießlichen Gesichtern zahlreicher Brüder seines Ordens von Hubal. Zu den wenigen Gelegenheiten, an denen die Bänke leer blieben, zog er sein Vergnügen aus ihrer einfachen, geradlinigen Eleganz oder dem entspannenden lilafarbenen Polster der Sitzflächen. Nicht aber an diesem Tag. Weder waren die Bänke geradlinig noch die Polster lilafarbig. Und am Schlimmsten von allem war, dass seine Ordensbrüder keineswegs verdrießlich dreinblickten.

Der Gestank, der die Luft erfüllte, war nicht vollkommen unvertraut. Vater Taos war schon einmal einem ähnlichen Gestank begegnet – fünf Jahre zuvor, um genau zu sein. Er brachte Übelkeit erregende Erinnerungen zurück, denn es war der Gestank des Todes, der Zerstörung und des Betrugs, eingehüllt in den Dunst von Schießpulver.

Die lilafarbenen Polster der Bänke waren überzogen von rotem Blut. Selbst ein Optimist hätte sie nicht länger als hübsch und sauber beschreiben können – sie waren ein einziges Chaos. Und was die Verdrießlichkeit im Blick der

Brüder des Ordens von Hubal anging ... Sie blickten nicht mehr verdrießlich drein, sondern tot. Alle. Ohne Ausnahme.

Indem Vater Taos den Blick hob, zur Gänze, volle fünfzehn Meter, sah er Blut von der Decke tropfen. Das perfekt geschwungene Marmorgewölbe hoch über ihm war Jahrhunderte zuvor mit wunderschönen Bildern ausgeschmückt worden, Szenen, in denen heilige Engel mit glücklich lächelnden Kindern tanzten. Doch da er sie anstarrte, waren sämtliche Engel und Kinder befleckt vom Blut der Mönche unter ihnen. Es schien, als hätte sich selbst der Ausdruck in ihren Gesichtern verändert. Sie blickten nicht länger unbeschwert und glücklich drein. Ihre blutbesudelten Gesichter wirkten betrübt, reumütig und traurig. Genau wie Vater Taos.

Es waren gut dreißig Leichen, die zusammengesunken über den Bänken hingen. Noch einmal so viele, ungefähr jedenfalls, lagen außer Sicht zwischen den Sitzreihen oder am Boden. Nur ein einziger Mann hatte das Massaker überlebt, und das war Vater Taos selbst. Er hatte einen Schuss in den Bauch aus kürzester Entfernung erhalten, von einem Mann, der eine doppeläufige Schrotflinte geschwungen hatte. Der Schmerz war beinahe unerträglich gewesen, und die Wunde blutete immer noch ein wenig, doch sie würde verheilen. Vater Taos' Wunden verheilten stets, wobei er im Laufe der Zeit gelernt hatte, dass Schusswunden in der Regel Narben hinterließen. Er hatte in seinem Leben zwei weitere Schusswunden erhalten, beide vor fünf Jahren, beide in der gleichen Woche, im Abstand von wenigen Tagen.

Es waren noch genügend Mönche auf der Insel am Leben geblieben, um ihm beim Aufräumen der Sauerei zu helfen. Es würde hart werden für sie, so viel war Vater Taos klar. Es würde ganz besonders hart werden für diejenigen, die vor fünf Jahren schon hier gewesen waren, als das letzte Mal der Geruch von Schießpulver den Tempel mit seinem faulen, gottlosen Odem erfüllt hatte. Deswegen war

es ein tröstlicher Anblick für Taos, als zwei seiner jüngeren Lieblingsmönche, Kyle und Peto, den Tempel durch das klaffende Loch betraten, wo einst eine gewaltige geschwungene Doppeltür den Eingang gebildet hatte.

Kyle war um die dreißig Jahre alt, Peto näher an zwanzig. Im ersten Moment und bei flüchtigem Hinsehen konnte man sie für Zwillinge halten. Es war nicht bloß ihr Aussehen, sondern auch ihr Verhalten, das sich so sehr ähnelte. Hinzu kam, dass sie sich gleich kleideten und dass Kyle seit beinahe zehn Jahren Petos Mentor gewesen war; da war es nicht ausgeblieben, dass der jüngere Mönch unbewusst angefangen hatte, das nervöse, übervorsichtige Verhalten seines älteren Freundes zu imitieren. Beide Männer besaßen eine glatte olivenfarbene Haut und rasierte Schädel. Sie trugen identische braune Roben, genau wie die vielen toten Mönche im Tempel.

Auf ihrem Weg zum Altar und zu Vater Taos erwartete sie die unangenehme und irritierende Aufgabe, über eine Anzahl Leichen ihrer Brüder zu steigen. So aufwühlend der Anblick der ganzen Situation für Vater Taos auch sein mochte, tröstete ihn der Anblick Kyles und Petos' ein wenig, jedenfalls genug, um seinen Herzschlag zu beschleunigen. Sein Herz hatte in der vergangenen Stunde nur zehnmal pro Minute geschlagen, und so war Vater Taos erleichtert, als es nun wieder an Geschwindigkeit zulegte und in einen stetigeren Rhythmus überging.

Peto war so geistesgegenwärtig gewesen, einen kleinen braunen Becher mit Wasser für Vater Taos mitzubringen. Er achtete sorgfältig darauf, auf seinem Weg zum Altar nichts davon zu verschütten, doch seine Hände zitterten unübersehbar, als ihm die Ungeheuerlichkeit dessen bewusst wurde, was sich im Tempel ereignet hatte. Er war beinahe genauso erleichtert wie Vater Taos selbst, als er diesem den Becher übergab. Der alte Mönch nahm ihn in beide Hände und benutzte den größten Teil seiner verbliebenen Kraft, um ihn an den Mund zu heben. Das

kühlende, belebende Gefühl des Wassers in seiner Kehle weckte seine Lebensgeister und war eine beträchtliche Hilfe beim Beschleunigen des Heilungsprozesses.

»Danke sehr, Peto. Und Sorge dich nicht – ich werde wieder ganz ich selbst sein, noch bevor der Tag zu Ende gegangen ist«, verkündete er und beugte sich vor, um den leeren Becher auf dem Steinboden abzusetzen.

»Selbstverständlich werdet Ihr das, Vater.« In der zitternden Stimme war keine Spur von Zuversicht, doch wenigstens eine gewisse aufkeimende Hoffnung.

Zum ersten Mal an diesem Tag lächelte Taos. Peto war so unschuldig und sorgte sich so sehr um andere, dass es schwer fiel, nicht ein wenig Hoffnung zu schöpfen, nachdem er in die blutigen Überreste des Tempels gekommen war. Er war im Alter von zehn Jahren auf die Insel gebracht worden, nachdem eine Bande von Drogenhändlern seine Eltern ermordet hatte. Durch das Leben bei den Mönchen gewann er inneren Frieden und schaffte es, mit seiner Trauer und seiner Verwundbarkeit ins Reine zu kommen. Taos verspürte ein Gefühl großer Zufriedenheit, dass er und seine Brüder Peto zu jenem wunderbaren, rücksichtsvollen, selbstlosen menschlichen Wesen gemacht hatten, das nun vor ihm stand. Unglücklicherweise würde er den jungen Mönch nun zurückschicken müssen in jene Welt, die ihn seiner Familie beraubt hatte.

»Kyle, Peto, ihr wisst, warum ihr hier seid, nicht wahr?«, begann er.

»Jawohl, Vater«, antwortete Kyle für die beiden jungen Männer.

»Seid ihr bereit für eure Aufgabe?«

»Ganz sicher, Vater. Wären wir es nicht, hättest du nicht nach uns geschickt.«

»Das ist wahr, Kyle. Du bist ein weiser Mann. Manchmal vergesse ich, wie weise du geworden bist. Vergiss das nicht, Peto – du wirst viel von Kyle lernen.«

»Ja, Vater«, sagte Peto demütig.

»Und nun lauscht aufmerksam, denn es bleibt nur sehr wenig Zeit«, fuhr Vater Taos fort. »Von diesem Moment an ist jede Sekunde entscheidend. Der Bestand – die Existenz an sich – der freien Welt ruht auf euren Schultern.«

»Wir werden dich nicht enttäuschen, Vater«, beharrte Kyle.

»Ich weiß, dass ihr mich nicht enttäuschen werdet, Kyle, doch wenn ihr keinen Erfolg habt, bin nicht ich es, sondern die gesamte Menschheit, die ihr enttäuscht habt.« Er zögerte, bevor er fortfuhr. »Findet den Stein. Bringt ihn hierher zurück. Lasst nicht zu, dass er in der Hand des Bösen bleibt, wenn die Dunkelheit beginnt.«

»Warum?«, fragte Peto. »Warum sollte so etwas geschehen?«

Taos legte Peto die Hand auf die Schulter und packte sie mit einer für einen Mann in seinem Zustand überraschenden Kraft. Er war entsetzt wegen des Massakers, wegen der Bedrohung, der sie alle gegenüberstanden, doch vor allem wegen der Tatsache, dass er gar keine andere Wahl hatte, als diese beiden jungen Mönche in so große Gefahr zu schicken.

»Hört, meine Söhne, wenn dieser Stein zur falschen Zeit in den falschen Händen ist, werden wir alle es merken. Die Ozeane werden das Land überfluten, und die Menschheit wird davongespült werden wie Tränen im Regen.«

»Tränen im Regen, Vater?«, wiederholte Peto.

»Jawohl. Tränen im Regen, Peto«, wiederholte Vater Taos sanft. »Wie Tränen im Regen. Und nun müsst ihr euch sputen, denn jetzt ist nicht die Zeit, um euch alles zu erklären. Die Suche muss sofort beginnen. Jede Sekunde, die vergeht, jede Minute, die dahinzieht, bringt uns einen Schritt näher zum Ende der Welt, die wir kennen und lieben.«

Kyle streckte die Hand nach der Wange des alten Mannes aus und wischte einen Blutspritzer ab.

»Sorge dich nicht, Vater, wir werden keinen weiteren Augenblick verschwenden.« Trotzdem zögerte er einen Moment, bevor er fragte: »Und wo sollen wir unsere Suche beginnen?«

»Am gleichen Ort wie immer, mein Sohn. In Santa Mondega. Dort wird das Auge des Mondes am meisten begehrt. Dort wollen alle immer nur das Auge.«

»Aber wer sind ›alle‹, Vater? Wer hat dieses Auge? Wer hat all das getan? Nach wem - oder was - suchen wir?«

Taos zögerte, bevor er antwortete. Sein Blick schweifte einmal mehr über das Gemetzel ringsum, und er dachte zurück an den Augenblick, als er seinem Angreifer gegenübergestanden hatte. Den Moment, bevor er niedergeschossen worden war.

»Nach einem Mann, Kyle. Ihr sucht nach einem einzigen Mann. Ich kenne seinen Namen nicht, doch wenn ihr Santa Mondega erreicht, fragt herum. Fragt nach einem Mann, der nicht getötet werden kann. Fragt nach dem Mann, der imstande ist, dreißig oder vierzig andere eigenhändig zu töten, ohne auch nur einen einzigen Kratzer abzubekommen.«

»Aber Vater, wenn es einen solchen Mann gibt, haben die Menschen dann nicht Angst, uns zu verraten, wer dieser Mann ist?«

Taos verspürte ein flüchtiges Gefühl von Irritation, weil ihn der jüngere Mann infrage stellte, doch es war ein gutes Argument, das Kyle da vorgebracht hatte. Er dachte für einige Sekunden nach. Eine von Kyles Stärken war es, dass er, wenn er Dinge infrage stellte, dies wenigstens auf intelligente Weise tat. Diesmal war Taos sogar imstande, die Frage zu beantworten.

»Ja, das haben sie, Kyle. Allerdings verkaufen in Santa Mondega die Leute ihre Seele für eine Handvoll grüner Scheine an die Dunkelheit.«

»Grüne Scheine? Ich verstehe nicht, Vater.«

»Geld, Kyle. Für Geld. Der Abschaum der Erde tut für Geld alles.«

»Aber wir haben kein Geld, Vater, oder? Geld zu besitzen verstößt gegen die heiligen Gesetze von Hubal.«

»Rein technisch betrachtet ist das richtig, mein Sohn«, sagte Taos. »Doch wir *haben* Geld hier. Wir *benutzen* es nur nicht. Bruder Samuel erwartet euch beim Hafen. Er wird euch einen Koffer voller Geld geben. Mehr Geld, als ein gewöhnlicher Sterblicher braucht. Ihr werdet dieses Geld sparsam einsetzen, um die Informationen zu erhalten, die ihr benötigt.«

Eine Woge aus Müdigkeit, gepaart mit Kummer und Schmerz, erfasste ihn. Er rieb sich mit der Hand über das Gesicht, bevor er fortfuhr. »Ohne Geld würdet ihr keinen halben Tag in Santa Mondega überleben. Also, was immer ihr tut, verliert es nicht. Seid auf der Hut und bleibt ständig wachsam. Wenn sich herumspricht, dass ihr Geld habt, werden die Menschen auf euch aufmerksam. Schlechte Menschen.«

»Jawohl, Vater.«

Kyle spürte, wie Aufregung ihn erfasste. Es würde sein erster Trip aufs Festland werden, seit er als kleines Kind auf der Insel eingetroffen war. Alle Mönche der Bruderschaft trafen als kleine Kinder ein, entweder als Waisen oder weil ihre Eltern sie verstoßen hatten, und eine Gelegenheit, die Insel zu verlassen, gab es vielleicht einmal im Leben, wenn überhaupt. Unglücklicherweise verdankte Kyle es auch seinem Lebens als Mönch, dass dem Anflug von Aufregung auf dem Fuß ein überwältigendes Gefühl von Schuld folgte. Schuld, weil er Aufregung verspürt hatte. Jetzt war nicht die Zeit für solche Gefühle, und die Insel war nicht der Ort.

»Gibt es sonst noch etwas, Vater?«, fragte er.

Vater Taos schüttelte den Kopf.

»Nein, mein Sohn. Geht nun. Ihr habt drei Tage, um das Mondauge zu finden und die Welt vor dem Untergang zu

bewahren. Der Sand läuft unaufhaltsam durch das Stundenglas.«

Kyle und Peto verneigten sich tief vor Vater Taos, wandten sich ab und gingen vorsichtig zum Ausgang des Tempels. Sie konnten es kaum erwarten, zurück an der frischen Luft zu sein. Der Gestank nach Tod im Innern des Tempels verursachte beiden Übelkeit.

Was sie nicht wissen konnten – dieser Gestank würde ihnen nur allzu vertraut werden, sobald sie erst den Zufluchtsort ihrer Insel hinter sich gelassen hatten. Vater Taos wusste das. Während er ihnen hinterherblickte, wünschte er sich, er hätte den Mut aufgebracht, ihnen die Wahrheit über das zu erzählen, was in der Welt da draußen auf sie wartete. Er hatte schon einmal zwei junge Mönche nach Santa Mondegga geschickt, vor fünf Jahren. Sie waren nie zurückgekehrt, und nur Vater Taos kannte den Grund dafür.

Fünf Jahre waren vergangen seit jener Nacht, als der blonde Mann mit dem Kapuzenumhang in der *Tapioca Bar* aufgetaucht war. Das Lokal sah immer noch mehr oder weniger genauso aus wie damals. Die Wände waren vielleicht ein wenig nikotinfleckiger als früher und zeigten ein paar Löcher mehr von Querschlägern, doch ansonsten hatte sich nichts verändert. Fremde waren weiterhin unwillkommen, und die Stammgäste waren immer noch ausnahmslos Beutelschneider (allerdings waren es andere Stammgäste als vor fünf Jahren). Sanchez der Barman war ein wenig fülliger in den Hüften geworden, doch ansonsten hatte auch er sich kaum verändert. Und so machte er, als die beiden merkwürdig aussehenden Fremden leise das Lokal betraten, Anstalten, ihre Drinks aus der Pissflasche auszuschenken.

Diese beiden Fremden hätten Zwillinge sein können. Ihre Köpfe waren vollkommen kahl geschoren, beide hatten olivfarbene Haut, und beide trugen die gleiche Kleidung: orangefarbene ärmellose Umhänge im Karatestil mit weiten schwarzen Hosen darunter und ziemlich unmännlich aussehenden spitzen schwarzen Stiefeln. Es gab zwar keine Kleiderordnung in der *Tapioca Bar*, doch hätte es eine gegeben, diese beiden Fremden wären nicht hereingelassen worden. Sie kamen zum Tresen und standen lächelnd vor Sanchez wie zwei zurückgebliebene Einfaltspinsel. Wie es Brauch war für Sanchez, ignorierte er sie. Unglücklicherweise jedoch – was ebenfalls Brauch war – hatten ein paar seiner weniger angenehmen (mit anderen Worten: *höchst* unangenehmen) Gäste die Neuankömmlinge bemerkt, und es dauerte nicht lange, ehe

der Lärm im Schankraum einer erwartungsvollen Stille wich.

Die *Tapioca Bar* war normalerweise nicht sonderlich stark besucht, nicht um diese Tageszeit (es war noch früh am Nachmittag). Nur zwei der Tische waren besetzt, einer nahe beim Tresen mit drei Gästen, und einer in der anderen Ecke, wo zwei zwielichtige Gestalten über zwei Flaschen Bier hockten. Die Parteien an beiden Tischen unterzogen die beiden Fremden einer harten, eingehenden Musterung.

Die Stammgäste der *Tapioca Bar* waren nicht vertraut mit Mönchen von Hubal, weil diese sich nicht oft in dieser Gegend der Welt herumtrieben. Außerdem wussten die Gäste der Bar nicht, dass diese beiden Fremden in den merkwürdigen Kleidern die ersten beiden Mönche seit vielen Jahren waren, die die Insel von Hubal verließen. Der etwas größere und ältere von beiden war Kyle. Sein Begleiter Peto war lediglich ein Novize, der das Handwerk des Mönchtums erlernte. Nicht, dass Sanchez das hätte erkennen können. Oder dass es ihn interessiert hätte.

Die Mönche waren aus einem sehr speziellen Grund in die *Tapioca Bar* gekommen: Es war das einzige Lokal in Santa Mondega, von dem sie schon einmal gehört hatten. Sie hatten sich an Vater Taos' Instruktionen gehalten und ein paar Einheimische gefragt, wo sie mit größter Wahrscheinlichkeit einen Mann finden würden, der nicht getötet werden konnte. Die Antwort hatte gelautet:
»Versucht es in der *Tapioca Bar*.«

Einige wenige Leute waren so freundlich gewesen und hatten sogar einen Namen für den Mann vorgeschlagen, nach dem Kyle und Peto suchten. »The Bourbon Kid« wurde bei mehreren Gelegenheiten genannt. Der andere Name war der eines Mannes, der vor kurzem in der Gemeinde angekommen war. Er lautete einfach »Jefe«. Ein vielversprechender Anfang für die Suche, auf die sich die

beiden Mönche begeben hatten. Oder zumindest dachten sie das.

»Entschuldigen Sie bitte, Sir«, sagte Kyle, indem er Sanchez höflich zulächelte. »Wir hätten gerne zwei Gläser Wasser.«

Sanchez nahm zwei leere Gläser, füllte Pisse aus der Flasche hinein und schob sie den beiden Fremden hin.

»Sechs Dollar.« Wenn die Fremden keine Herausforderung in diesem unverschämt hohen Preis bemerkten, war sie seinem Tonfall umso deutlicher zu entnehmen.

Kyle stieß Peto in die Rippen und flüsterte ihm etwas ins Ohr, während er Sanchez die ganze Zeit über sein erzwungen strahlendes Lächeln zeigte.

»Peto, gib ihm das Geld«, zischte er.

Peto schnitt eine Grimasse. »Aber Kyle, sind sechs Dollar nicht sehr teuer für zwei Gläser Wasser?«, flüsterte der junge Mönch zurück.

»Gib ihm einfach nur das Geld«, erwiderte Kyle drängend. »Wir wollen nicht wie Idioten aussehen.«

Peto blickte über Kyles Schulter zu Sanchez und lächelte den ungeduldig dreinblickenden Barman an.

»Ich denke, dieser Kerl zieht uns über den Tisch.«

»Gib ihm einfach nur das Geld«, wiederholte Kyle. »Rasch.«

»Okay, okay, aber hast du nicht gesehen, was er uns für Wasser gegeben hat? Es ist so ... so gelblich.« Peto holte Luft und fügte hinzu: »In meinen Augen sieht es aus wie Urin.«

»Peto – bezahl den Mann.«

Peto nahm eine Handvoll Banknoten aus einer kleinen schwarzen Tasche an seinem Gürtel, zählte sechs Ein-Dollar-Scheine ab und reichte sie Kyle. Kyle seinerseits reichte sie an Sanchez. Sanchez schüttelte missbilligend den Kopf. Es war nur eine Frage der Zeit, bis irgendjemand sich diese beiden komischen Käuze schnappte. Es war ihre

eigene Schuld, so wie sie aussahen und sich verhielten. Er drehte sich um und wollte das Geld in seine Registrierkasse legen, doch wie üblich hatte er die Kurbel noch nicht zu Ende gedreht, als einer der Stammgäste den beiden Fremden die erste Frage zurief.

»Hey, was wollt ihr Blödmänner hier?«, rief eine der zwielichtigen Gestalten vom Tisch in der Ecke.

Kyle sah, dass der Mann, der diese Frage gerufen hatte, in seine Richtung blickte, also lehnte er sich zurück und flüsterte Peto zu: »Ich glaube, er redet mit uns.«

»Tatsächlich?«, fragte Peto und klang überrascht. »Was ist ein ›Blödmann‹?«

»Ich weiß es nicht, aber es klingt, als könnte es eine Beleidigung sein.«

Kyle drehte sich um und sah, dass sich die Männer am Tisch in der Ecke von ihren Sitzen erhoben hatten. Die Holzdielen erbebten heftig, als die beiden sehr zwielichtigen, sehr niederträchtig aussehenden Schläger quer durch den Laden zu den beiden Mönchen schlenderten. Sie sahen entschieden wenig einladend aus. Eher nach Ärger und Scherereien. Selbst zwei naive Landeier wie Kyle und Peto vermochten das zu erkennen.

»Was auch immer du tust«, flüsterte Kyle an Peto gewandt, »verärgere sie nicht. Sie sehen ziemlich gemeingefährlich aus. Besser, du überlässt alles Reden mir.«

Die beiden Schläger blieben kaum einen halben Meter vor Kyle und Peto stehen. Beide sahen ungewaschen aus, eine Eigenschaft, die durch den ihnen anhaftenden Geruch untermalt wurde. Der größere der beiden, ein Bursche namens Jericho, kaute auf einem Stück Tabak, und ein brauner Speichelfaden troff ihm aus dem Mundwinkel. Er war unrasiert und trug den allem Anschein nach obligatorischen unhygienischen Schnurrbart, und nach seinem Aussehen zu urteilen, konnte er durchaus bereits ein paar Tage in der Bar verbracht haben, ohne